

# Gießener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Gießener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Weiber-Regiment.

Roman von Oskar Klausmann.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Kersten kam aber nicht allein, er brachte einen Begleiter mit sich, ein verjüngtes Ebenbild seiner eigenen Person, eine hagere, drahtige Erscheinung; den Sohn, der mittags zum Urlaub von Ostafrika eingetroffen war.

Hauptmann Lothar Kersten, der eine aschgrau, krankhafte Gesichtsfarbe hatte und dem man wohl ansah, daß er unter dem Tropenklima stark gelitten haben mußte, war mit Frau Glover und dem Grafen Klinger persönlich sehr gut bekannt. Es bedurfte also keiner besonderen Entschuldigung dafür, daß ihn der Vater mitgebracht hatte. Kersten machte den Sohn mit Werner bekannt, und dann bat die Hausherrin die Gäste, in dem Gartensalon mit ihr den Kaffee zu trinken. Nach diesem mußte sich der Hauptmann allerdings eine Zeitlang selbst beschäftigen; er ging im Park spazieren, während Frau Glover mit den drei Fachleuten die Angelegenheiten der Kiesgruben besprach und die nötigen Papiere vorlegte. Das dauerte im ganzen eine Stunde. Dann war man sich darüber einig, daß die Gruben zu viel höherem Preise verpachtet werden mußten, und zwar deshalb, weil man bei intensivem Betrieb ganz andere Ausbeuten herausholen konnte als bisher. Geheimrat Kersten ließ Werner und Graf Klinger die Tagen machen, erklärte sich mit dem Pachtpreise, den diese für richtig hielten, einverstanden und meinte:

„Wenn Sie niemand finden, gnädige Frau, der Ihnen mehr bietet, bin ich eventuell nicht abgeneigt, die Gruben selbst in Pacht zu nehmen. Es handelt sich dabei nicht um mich, sondern um meinen Sohn. Sie werden schon gesehen haben, daß er fürchterlich mitgenommen ist; ich habe einen Schrecken bekommen, als er heute plötzlich bei mir erschien. Und es ist nicht allein sein Äußeres, was mich erschreckt, sondern noch viel mehr seine Nervosität, die gleichzeitig, so sonderbar es erscheint, mit einer Art Apathie gemischt ist. Der Junge darf mir um keinen Preis nach den Tropen zurück. Ich hoffe, er wird das auch einsehen, und schlimmstenfalls nimmt er seinen Abschied. Dann muß ich eine Beschäftigung für ihn haben, und die Verwaltung und Ausbeute der Kiesgruben wäre etwas für ihn. Kleine Kinder, kleine Sorgen, große Kinder, große Sorgen.“

„Natürlich gebe ich Ihnen die Gruben lieber als jedem andern,“ entgegnete Frau Glover; „ich könnte mir keinen besseren Pächter wünschen, denn durch Sie werden die Gruben nur noch wertvoller. Die Pachtung läuft in drei Monaten ab. Es kostet Sie nur ein Wort, Herr Geheimrat, und Sie haben die Kiesgruben. Ich werde diese nicht erst ausschreiben, denn selbst wenn ich von anderer Seite ein paar hundert Mark mehr bekäme, was ich nicht einmal

glaube, liegt mir doch sehr viel daran, die Gruben in Ihren Händen zu sehen. — Nun wollen wir aber den Herrn Hauptmann wieder aus dem Park herzutreten, damit er sich nicht langweilt.“

Hauptmann Kersten vereinigte sich mit der anderen Gesellschaft im Salon, und es begann eine Unterhaltung, die sich naturgemäß um das bisherige Wirkungsfeld des Offiziers, um die ostafrikanische Kolonie drehte. Geheimrat Kersten suchte seinen Sohn zum Erzählen zu antlocken. Aber es lag soviel Müdigkeit in den abgespannten Zügen des Hauptmanns und in seinem ganzen Wesen, daß man ihm wohl anmerkte, es war ihm unangenehm, an die Verhältnisse, aus denen er kam, erinnert zu werden. Er berichtete nur, daß er das Fieber in hohem Grade gehabt, daß ihm der Aufenthalt an der Küste eine Verschlimmerung des Fiebers gebracht habe und daß der Aufenthalt auf See zwar sehr wohlthätig für ihn gewesen sei, aber das Fieber nicht vollständig beseitigt habe. Er fürchtete für die Nacht sogar wiederum einen Anfall, und wenn man seine unruhig flackernden Augen sah, zweifelte man nicht, daß seine Befürchtung begründet war.

Nach einer halben Stunde empfahlen sich die vier Besucher, obwohl Frau Glover bat, doch zu bleiben. Vor der Tür wandte sich der Geheimrat zu Werner und Graf Klinger und sagte ihnen:

„Mein Sohn braucht Gesellschaft, recht lustige Gesellschaft. Wenn Sie nichts weiter vorhaben, bitte ich Sie um den Gefallen, mit mir und meinem Sohne nach Daburg in die Weinstube von Zimmermann zu kommen. Es ist heute Sonntag, und die Herren haben gewiß nichts Wichtiges vor. Ich möchte Sie überhaupt bitten, sich meines Sohnes etwas anzunehmen. Ich selbst bin ja ein recht langweiliger und moroser Gesellschafter für ihn.“

Werner und Graf Klinger waren einverstanden und fuhren im Auto des Grafen voraus, während Geheimrat Kersten mit seinem Sohne in der Equipage nachkam.

Es war gegen halb sieben Uhr abends, als die Herren wieder in der Weinstube von Zimmermann in einem kleinen Zimmer vereint saßen.

Man war bei Zimmermann sehr gut aufgehoben, das Restaurant arbeitete in großstädtischem Stile und war berühmt wegen seiner vorzüglichen Leistungen. Der Küchenchef stammte sogar von Pforte aus Hamburg und war ein Meister seiner Kunst.

In jedem Industriebezirk wird sehr viel Geld verdient, aber auch sehr viel Geld ausgegeben. Die Mark rollt dort rascher als anderwärts, und man läßt in geeigneten Augenblicken recht viel draufgehen. Das Beste ist dann gerade gut genug. Der Geheimrat betrachtete die drei anderen Herren als seine Gäste und bestellte einen alten Rotwein „Schloßabzug Margaux, erstes Gewächs“. Zimmermann kam selbst, um sich nach den Wünschen der Gäste zu erkundigen, und besprach mit dem Geheimrat ein exquisites Menu für das Souper.

Es schien für alle Teilnehmer ein sehr genussreicher Abend in Aussicht zu stehen, aber Hauptmann Kersten machte Strich durch alle Berechnungen und Hoffnungen. Er saß erst ganz apathisch da und schien sich für die ganze Unterhaltung nicht zu interessieren. Das wirkte natürlich nicht besonders erheitend. Ein steinerner Gast ist an keinem Tische angenehm. Nachdem aber Lothar einige Gläser des schweren Rotweines getrunken hatte, begann er etwas aufzutauen.

„Sei etwas vorsichtig mit dem Wein“, warnte in liebenswürdigstem Tone der alte Geheimrat. „Wenn du mehr trinken willst, gehen wir lieber zu einer leichteren Sorte über.“

Durch diese Bemerkung schien sich Lothar über alle Maßen verletzt zu fühlen. Er trank nun keinen Tropfen mehr, berührte das vortreffliche Essen, das bald darauf serviert wurde, gar nicht und antwortete auf Fragen des Vaters ebenfalls nicht. Auf seiner Stirn lagerte eine drohende Wolke, und es schien sich in ihm eine beständige steigende Erregung zu entwickeln. Nach zwei Stunden brach diese aus und richtete sich gegen den servierenden Kellner, der aus Unachtsamkeit Lothar mit einigen Tropfen Wein begossen hatte.

Lothar wurde immer heftiger und so laut, daß das ganze Lokal aufmerksam wurde, und schließlich geriet er in Wut und packte den Kellner am Hals, um ihn zu erwürgen. Wären nicht der Geheimrat und einige Kellner hinzugesprungen, die den Unglücklichen aus den Händen Lothars befreiten, so wäre eine Katastrophe unvermeidlich gewesen.

Die Gemütslichkeit nicht nur in dem kleinen Kreise, sondern im ganzen Lokal war gestört. Lothar trug Zivildunst und war nur wenigen Gästen bekannt. Es fielen über ihn sehr verletzende Meinerungen, bis es sich herumsprach, wer Lothar sei, und woher er komme, dann war man im ganzen Lokal bei Zimmermann sich darüber einig, daß der Geheimrat zu bedauern sei, da sein Sohn offenbar an Tropenoller leide.

„Ich erkenne den Menschen gar nicht wieder!“ rief Graf Kinter. „Ich kenne ihn doch schon seit vielen Jahren, aber es war immer ein sehr liebenswürdiger und korrekter Mann, der mit großer Liebe an seinem Vater hing. Allerdings war er immer etwas verschlossen und in gewissen Augenblicken und Verhältnissen unfähig, sich irgend jemand anzuvertrauen. So hieß es früher, er habe sich für Frau Glover schon zu Lebzeiten ihres Gatten über alle Maßen interessiert, und er habe aus Herzensbedrängnis sich zum Dienst in den Kolonien gemeldet. Ich war ganz erstaunt, daß ihn der alte Geheimrat heute mit nach Zwershofen brachte.“

Werner war am nächsten Mittag gerade aus dem Hauptschacht der Justinus-Grube ausgefahren und im Bechenhause mit dem Umkleiden beschäftigt, als ihm gemeldet wurde, der Geheimrat Kersten sei da und wünsche ihn zu sprechen.

Werner beschleunigte sein Umkleiden und trat auf der Straße des Bechenhauses den Geheimrat, der mit Obersteiger Wandbild die neuesten Eintragungen im Grubenbilde prüfte.

„Ich komme Sie abholen“, sagte Kersten und reichte Werner die Hand. „Sie müssen mit mir fahren, ich habe etwas Wichtiges mit Ihnen zu besprechen.“

Sie verabschiedeten sich vom Obersteiger, und als der Wagen vom Grubenplatz herunterfuhr, begann Kersten sofort:

„Ich komme leider wieder mit vermehrter Arbeit für Sie, und wenn Sie ärgerlich darüber sind, weil ich mich als Ihren Blagegeist darstelle, so haben Sie einiges Recht dazu. Sie haben gestern Abend die Szene mit meinem Sohne gesehen. Ich habe heute unseren Hausarzt konsultiert, und er hat nur das bestätigt, was ich mir selbst gestern Abend schon gesagt habe, und was Sie und Graf Kinter auch wohl angenommen haben: mein Sohn hat den Tropenoller. Es handelt sich noch nicht um die schlimmste Art; aber jedenfalls sind die Wutanfälle und Erregungszustände, in die er verfällt, bedrückend, und es muß etwas dagegen geschehen. Der Hausarzt meinte, der Klimawechsel sei für den Lothar ein so heftiger gewesen. Der Herbst kommt heran, die letzten Tage waren kühl, besonders auf der Fahrt von Genua bis hierher hat mein Sohn kühles, regnerisches Wetter gehabt. Lothar muß nach dem Süden. In seinem Zustande kann ich ihn nicht allein fahren lassen, ich muß ihn begleiten, dazu bin ich als Vater verpflichtet. Ich hoffe auch, daß meine Gegenwart

beruhigend auf ihn einwirken wird, und dann kann ich die Durchführung der ärztlichen Verordnungen bei ihm auch überwachen. Wir sollen zuerst nach Mexan, dann, wenn es kühler wird, zum Herbst nach Aegypten. Ich werde wohl ein Vierteljahr wegbleiben. Natürlich dürfen die Buchwaldschen Werke nicht ohne Leitung bleiben. Sie müssen jetzt schon, und ohne daß Sie als Generaldirektor angestellt sind, meine Vertretung übernehmen. Nach meiner Rückkehr wollen wir dann definitiv mit Ihnen abschließen, und Sie als Generaldirektor einsetzen. Sie haben jetzt Gelegenheit, sich den ganzen Betrieb anzusehen und mit allen Verhältnissen vertraut zu machen, und können sich dann entschließen, ob Sie nicht schon vor Ablauf des Probejahres, das Sie festgesetzt haben, die Leitung des Ganzen übernehmen. Ich glaube aber, Fräulein Buchwald wäre auch damit einverstanden, wenn Sie jetzt sofort den Vertrag als Generaldirektor annähmen.“

„Ich bitte Sie, davon nicht zu reden“, erklärte Werner. „Jetzt, wo durch Ihren Weggang Fräulein Buchwald in einer Zwangslage ist, würde es mir am wenigsten anstehen, den Vertrag abzuschließen. Die Sache will gründlich überlegt sein, und es ist mir ganz lieb, daß ich durch Ihre Vertretung die Verhältnisse noch näher kennen lernen kann. Seien Sie versichert, ich werde mir alle mögliche Mühe geben, wenigstens einigermaßen Sie zu ersetzen, obgleich mir das vollständig nicht gelingen wird. Bitte, unterbrechen Sie mich nicht, Herr Geheimrat. Sie haben doch nun einmal die größere Erfahrung und Routine in allen Dingen, und wo ich mühsam den Weg suchen muß, den man in gewissen Fällen zu gehen hat, haben Sie diesen Weg immer sicher und klar vor Augen.“

„Lassen Sie nur vorläufig die Neueinrichtungen auf Theresien-Hütte, bis ich zurückkomme, und überlassen Sie den Betrieb der Hütte ganz und gar dem Inspektor Lense, damit Sie die nötige Zeit zu meiner Vertretung finden. Wir fahren jetzt nach Saarlirchen, ich muß Sie im Generatubureau als meinen Vertreter einführen, und selbstverständlich werden Sie sich jetzt täglich, wenigstens auf eine Stunde, nach dem Generatubureau begeben müssen, um dort Unterschriften zu leisten und Entscheidungen zu treffen. Fräulein Buchwald ist Ihnen dankbar dafür, daß Sie meine Vertretung übernehmen. Sie sieht ein, daß ich im Interesse meines Sohnes fort muß.“

„Aber alles das braucht kein Wort verloren zu werden, Herr Geheimrat“, entgegnete Werner; „selbstverständlich werde ich mir, wie bereits erwähnt, Mühe geben, Sie einigermaßen zu ersetzen. Auf Justinus-Grube geht die Arbeit gut fort, und nach den Angaben der Markscheider und nach dem Grubenbilde sind wir jetzt auch an der schwierigsten Stelle vorüber. Wir haben den abgesperrten Brandherd umfahren und entfernen uns jetzt täglich mehr von ihm. Meine Angst war es ja immer, daß Brandgase aus dem abgesperrten Brandfelde hervorbrechen könnten, wenn der Querschlag weitergetrieben wird. Das scheint aber nicht der Fall zu sein. Die Hauptgefahr ist nach meiner Ansicht vorbei; der Brand ist wahrscheinlich erloschen, und es sind keine Brandgase mehr vorhanden.“

„Das wollen wir nicht so schroff hinstellen“, meinte Kersten: „Brandgase halten sich jahrelang, wo sollten sie denn auch hin? Aber ich stimme darin mit Ihnen überein, daß die schwierigste Stelle passiert ist. Die Abbaustrecke fünfgen Osten ist ja bereits gekreuzt.“

„Schon vor acht Tagen, wir haben jetzt sogar schon Abbaustrecke gen Osten gekreuzt und wären viel weiter, wenn wir nicht aus dem Sandstein, in dem wir sehr gut die Firten wölben konnten, in sehr brüchigen Tonstiefen geraten wären. Wir müssen sehr dicht unterbauen, und das hält auf.“

„Dieser brüchige Tonstiefen wird uns noch viel Schwierigkeiten bereiten“, meinte Kersten; „ich glaube, er erstreckt sich kilometerweit. Es wird sich vielleicht empfehlen, die Strecke auszumauern, um die nötige Betriebssicherheit zu erreichen.“

„Ich habe an Eisen-Unterbau gedacht“, sagte Werner, „obgleich er viel kostspieliger ist als Holzbau. Aber immerhin kommt er doch noch billiger, als wenn die Strecken mit Mauerwerk ausgewölbt werden.“

„Machen Sie das ganz, wie Sie es für recht finden“, entgegnete Kersten.

(Fortsetzung folgt)

# Der Blinde am Meer.

Roman von Karl Böttcher-Chemnitz.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

In den Gassen des Dörchens lag ein stiller, sonniger Frieden, und wohin er blickte, überall sah er freundliche, wenn auch ernste Menschen, die seinen Gruß durch ein Kopfnicken oder durch ein kurzes Wort, meistens in Pfaff, erwiderten.

Am kleinen Hafen war soeben ein Rutter eingelaufen, ein Robbenjäger, der fünf oder sechs Seehunde an Bord hatte.

Das Nash in der Frühsonne erglänzende Fell der seltenen Tiere schimmerte wie Samt. Die Seehunde bäumten sich in ihren Netzen, und sie bellten heiser, und ihre großen, leuchtenden Augen sahen bittend zu Rene auf, so sehnsuchtsvoll nach der verlorenen Freiheit.

„Wo haben Sie diese Tiere gefangen?“ wandte sich Rene an einen der Fischer.

Der versenkte die Hände tief in seine Hosentaschen, maß ihn mit verächtlichem Blick von oben bis unten, spie aus und drehte sich weg.

Rene lachte in sich hinein und dachte: Der edle Norde. Wenn er keine Lust hat, zu sprechen, zwingt ihm keine Macht der Erde ein Wort ab.

Und er fragte den anderen Robbenjäger.

Der erzählte ihm etwas in solch wildem Pfaff, daß er weiter nichts daraus entnehmen konnte, als daß die Seehunde auf einer Sandbank eine Stunde vor der Mitternacht gefangen worden wären und nach Stellingen zu Dagenbeck gebracht würden.

Vom Hafen ging Rene nach dem Deich und wanderte auf ihm entlang.

Vor ihm lag das weite, weite Meer. Es war gerade Hochflut, da aber nur ganz schwacher Wind wehte, war die Wellenbewegung eine sanfte.

Hier und da sprang zwar eine kühne Woge über den Bementbord, aber sie war machtlos und zerlief, und die Wasser rannen zurück ins Meer.

Weißschimmernde Möwen schaukelten auf den Wellen, und sie schossen in das Westental und wurden jenseits wieder emporgetragen, und es schien, als spielten sie mit den Fluten.

Rene breitete seinen Umhang auf dem Deiche aus und lagerte sich.

Er verschränkte seine Arme unter dem Kopf und träumte mit offenen Augen in das Himmelsblau. Die Wellen zogen in kleinen Scharen dahin, sie vereinigten sich und trennten sich wieder und kamen an anderer Stelle wieder zusammen. Und Rene dachte: So sind auch die Menschen: die zusammen waren, fest und scheinbar unzertrennlich, gehen auseinander, und sie wandeln ein jeder seine Bahn, als müßte das so sein. Und doch drängt alles in ihnen wieder zur Vereinigung, — und wenn die Herzen vor Sehnsucht krank sind, und der Trost ganz, ganz klein geworden ist, dann laufen sie eines Tages wieder zusammen und begreifen nicht, daß sie je sich trennen konnten.

Und er dachte an sein Leben.

Voll Trost und Born war er dem Leben entflohen in diese Einsamkeit, und er lauschte auf sein Herz und fühlte, daß es noch nicht vor Sehnsucht krank sei, er fühlte, daß er hier freier atmete, als in der schwülen Lebensluft Berlins.

Und er war so froh, so glücklich, und er streckte seine Arme weit von sich und rechte und dehnte sich, und die langen, dünnen Grashalme an seiner Seite tanzten mit ihren Büschelkronen im matten Seewind.

Und Rene rief lachend: „Ja, tanzt ihr nur, ihr Feigen meines Friedens.“ und als er ganz fern am Fockmast die Wimpel auf und nieder flattern sah, rief er: „Nun tanzt ihr im hellen Sonnenglanze, ihr Heuchler, die ihr nachts schaurig schlüft, wenn der Blinde darunter seine Märchen erzählt.“

Vor seinen Augen stand das Bild des gestrigen Abends.

Mit einem Ruck setzte er sich auf, zog sein Skizzenbuch hervor und entwarf in großen Umrissen das Bild, und wie er so zeichnete und alles um sich vergaß, hörte er nicht, daß Arda kam und sich hinter ihn stellte und gespannt Strich um Strich verfolgte. Ihr Herz erzitterte, als sie ihren Körper entsetzen sah, wie sich Linie zu Linie fügte, und sie schlich sich hinweg und ging leise jenseits des Damms entlang.

Und in Rene entstand ein Schaffensdrang, wie er ihn seit Jahren nicht empfunden. Er wollte malen, nein, Menschen entwerfen lassen, lebende Menschen.

Und die Freude des genialen Schöpfers ersahnte ihn und das zwingende Bedürfnis, sich jemandem mitzutheilen, mit jemandem seinen Plan besprechen.

Er sprang auf und wanderte auf dem Deich dahin. Da sah er grell das blonde Haupt Ardas erblincken. Die Sonne hatte all ihr Gold auf diesem Kopf vereinigt, und ihre Strahlen woben nun glänzende Karosolen um ihre hohe Stirn, und Rene ersahnte wie ein Heiligenschein.

Neben Arda, die am Damme saß und aus einem Buche vorlas, lag Seede Bahlsen mit geschlossenen Augen. Er hatte

sein Haupt in des Mädchens Schoß gebettet und seine Füße verrieten gespanntestes Lauschen.

„Ich höre Schritte,“ sagte er halblaut und wandte sich heimwärts.

„Es ist Herr Brian, unser Sommergast,“ rief sie, und Seede erschien es, als bedte ihr Körper ein wenig.

Rene trat heran und bat, sich mit zu ihnen setzen zu dürfen.

Arda schob ihre beiden Hände unter Seedes Kopf und drängte ihn zum Aufstehen, aber Rene, der das bemerkte, trat sofort zurück und sagte: „Sollte ich Sie auch nur im geringsten stören, suche ich mir ein anderes Plätzchen.“

Eine tiefe Traurigkeit lag in seiner Stimme, und er schickte sich an, weiter zu gehen.

Da sprachen Arda und Seede wie aus einem Munde: „Bitte, bleiben Sie, Herr Brian. Sie hören uns nicht.“

Und Arda forderte ihn durch eine Handbewegung auf, sich an ihre Seite zu setzen.

Rene lagerte sich nun dicht neben Arda und ergriff Seedes Hand, die dieser ihm willig überließ, und sagte: „Ich bin Ihnen noch Dank schuldig, Herr Bahlsen. Sie haben in mir gestern abend einen ungeladenen Zuhörer gehabt und einen Bewunderer gefunden, der Sie bittet, ihm auch fernherhin Zutritt zu Ihren Erzählerabenden zu gewähren. Ihnen gebührt mein Dank aus vollem Herzen.“

Ein sonniges Lächeln des reinsten Glücks lag auf Seedes Zügen.

Er faltete die Hände auf seiner Brust und lag so ganz still, geraume Zeit, und Arda und Rene erwarteten, daß er sprechen würde.

Er aber schwieg, und Arda sagte mahnend: „Seede!“

Seede sagte nun weich: „In der Blindenanstalt in Damburg lernte ich einst: Was das Herz voll ist, des gehet der Mund über. Ich aber sage: Wenn das Herz voll ist, der findet oft nicht Worte, zu sprechen. — Und das Herz ist voll im Glück und im Leid, und ich bin so glücklich, ach, so glücklich.“

Und Rene sagte: „Ich liebe die glücklichen Menschen. Sie haben alles abgestreift: Reid, Mißgunst, Lug und Trug, und sie tragen ihr Herz auf den Händen und lassen einen jeden hineinblicken, und wer sehen kann, der wird dann erkennen, daß es noch gute und edle Menschen gibt.“

Man schwieg, und Arda und Seede überdachten das Gehörte. Nach einiger Zeit fragte Seede: „Glück macht die Menschen gut?“

„Ich denke.“

„Und das Unglück?“

„Auch das kann wohl läutern, wenn es selbst verschuldet ist.“

Da richtete sich Seede auf und in seiner Stimme lag tiefe Angh, als er fragte: „Wenn es aber nicht selbst verschuldet ist?“

„Dann macht es schwache, unselbständige Naturen zu Zweiflern.“

„Und die anderen, die Starken?“

„Die macht es härter und demütig.“

Seede schlug seine Hände vor das Antlitz und rief: „Mir lag das Unglück in der Wiege, und mir raubte es Vater und Mutter, — und ich konnte nichts dafür und nichts dagegen, — und wie bin ich nun? — Arda, sprich, wie bin ich nun?“

Er kniete vor dem Mädchen und rüttelte sie mit beiden Händen, und Arda nahm seinen Kopf und zog ihn zu sich nieder, und sie sagte trübselig: „Du bist stark und demütig,“ und sie küßte ihn auf Stirn und Wangen.

Rene aber blickte über das Meer und glaubte, noch nie so reines Glück gesehen zu haben, und als er sich wieder den beiden zuwandte, schaute ihn Arda ängstlich an, und sie sagte bittend: „Verzeihen Sie, Herr.“

Er aber sagte froh: „Ich liebe die glücklichen Menschen.“

Arda erhob sich und ordnete ihre Kleider. Sie reichte Seede und Rene die Hand und entschuldigte sich, daß sie gehen müsse, weil zu Hause die Küche ihrer wartete.

„Sie winkt Ihnen einen Gruß zu, Herr Bahlsen,“ sagte Rene.

„Mir? — Uns, Herr Brian, sie sendet ihn uns,“ antwortete Seede, und leise setzte er noch hinzu: „Sie liebt alle guten Menschen.“

Aber Rene mochte das nicht gehört haben, denn er ergriff das Buch, welches Arda hatte liegen lassen, und las den Titel.

Was — Sie lesen Grillparzer?“ entfuhr es ihm.

Seede nickte: „Arda liest mir vor und ich erkläre ihr, was sie nicht versteht. Medea ist ein wichtiges Werk, doch ich verstehe diese Menschen nicht, ich werde irren am Wahren und Guten, und es wäre mir besser, Arda hätte dieses Buch nicht vorgelesen.“

„Der Dichter hat wahre Menschen geschildert, Menschen, wie wir wirklich sind, und nun stammen wir, daß wir so sind. Die Menschen in Medea streben, und wonach ein Mensch strebt, das hält er für sein Glück. Und streben zwei nach einem Ziel, das nur einer erreichen kann, so wird das Streben zum Kampf. Und die Menschen in Medea kämpfen, — nein, sie rasen, und wird der Kampf ein Rasen, wer wagt dann die Mittel des Kampfes?“

„Wonach der Mensch strebt, das hält er für sein Glück,“ sagte Seede. Er stand auf, nahm das Buch und schob seinen Arm unter den Armes.

„Wozu der Mensch strebt, das hält er für sein Glück,“ sagte er immer wieder. „Das Wort muß ich mir überdenken. Herr Brian. Bitte, führen Sie mich bis zum Dorf, dann geleitet mich jedes Kind gern nach Hause.“

Und Rene führte ihn sorgsam wie eine Mutter, und wenn eine Stufe kam oder ein Absatz, dann warnte er ihn, und er lächelte still vor sich hin und dachte: „Wenn mich so meine Berliner sähen, ihren vergötterten Meister als Blindenführer.“

Saum waren sie am Dorfe, da sprangen Jungen und Mädels herzu in ihren klappernden Holzschuhen, und sie entrißten ihm fast den Blinden, und ein jeder wollte ihn an der Hand führen, und sie riefen jubelnd: „Unser Seede, unser Seede!“

Und im Triumph führten sie ihn fort.

Rene aber rief den Kindern nach: „Bringt ihn auf nach Hause.“ Und die Kleinen antworteten im Chöre: „Nof di man kein Sorgen.“

In der Ferne verklang der Lärm, und die Gassen lagen wieder still.

Rene kehrte um und ging denselben Weg zurück. Am Deiche lagen noch sein Mantel und die Mütze. Er raffte beides auf und blickte noch lange auf die Stelle, wo Arda und Seede gesessen hatten. Dann sagte er: „Ich gedachte, andere Menschen hier zu finden, und doch bin ich glücklich, solche, wie diese beiden, gefunden zu haben. Wenn ich ihrer wert würde.“

Er schritt den Deich hinab bis zur Böschung und setzte sich auf die Steine, die noch feucht waren von der zurückweichenden Flut.

Aber er fand keine Ruhe, und nach wenigen Augenblicken wanderte er weiter, und unbewußt lenkte er seine Schritte heimwärts.

Er trat in sein Zimmer und beschloß, vor Tisch noch ein wenig zu ruhen.

(Fortsetzung folgt.)

### Ueber die Art von Paul Hensens Schaffen

erzählt Ludwig Fulda in höchst persönlich gehaltenen Erinnerungen an den verstorbenen Freund allerlei interessante Einzelheiten, die die erstaunliche Fruchtbarkeit des Dichters erklären. Wir finden den auch an Drießen Hensens reichen Aufsatz im Juniheft von Velhagen & Klasing's Monatsheften, demselben Heft, das auch die letzte Novelle des Meisters veröffentlicht. Fulda schreibt: „Er mußte täglich arbeiten. Er mußte; er konnte nicht anders. Er war nicht imstande, auf seinen Lorbeeren auszuruhen, zwischen dem eben beendeten Werk und dem nächsten zu pausieren oder in höheren und höchsten Sinestern aufzuwachen. Ohne Zweifel hätte er Klager daran getan, noch im Vollbesitz seiner Mittel zu versterben, statt durch schwächere Altersleistungen die glänzende Ernte seiner Mannesjahre vorübergehend in den Schatten treten zu lassen. Doch zu dieser Klugheit mangelte ihm nicht nur die kühle Berechnung; Leben und Dichten waren für ihn so sehr eins, daß der Trennungsschnitt, wenn er ihn überhaupt hätte ausführen können, mitten durch sein Herz gegangen wäre. Er billigte nie die hochmütige Arbeitensparole: „L'art pour l'art“; aber ein anderer Wahlspruch wäre ihm aus der Seele gesprochen gewesen: „Le travail pour le travail“. Das Glück des Wirkens galt ihm unendlich viel mehr als das Schicksal des Werkes. Seine heiße Vaterliebe für das Buch, an dem er schrieb, erkaltete augenblicklich, sobald er den Schlupfwinkel dahinter gefast, und zwar für immer. Die Folge davon war, daß es bei ihm in gründliche Bergessenheit geriet. Vor ein paar Jahren erzählte er mir einen drohtigen Beleg dafür. Er hatte in irgend einer provenzalischen Chronik kürzlich einen Stoff aufgeschöbert, der ihm ungemein reizvoll schien, und machte sich mit freudigem Eifer an seine novellistische Ausarbeitung. Ein gutes Stück davon war bereits aufgezeichnet, als er durch einige ihm sonderbar bekannt anmutende Details und Eigennamen stutzig wurde. Wo waren ihm die nur schon vorgekommen? Von einem unbestimmten Argwohn getrieben forschte er in seinen eigenen Schriften nach, und siehe da, die Geschichte stand längst in einem seiner Novellenbände, und er hatte sie bis zur Hälfte ahnungslos zum zweitenmal verfaßt.“

Um immer arbeiten zu wollen, bedurfte er nur seiner angeborenen unermüdbaren Betätigungsflust. Dah er es auch immer konnte, war das Ergebnis zahlreicher Faktoren, wie sie sogar bei begnadeten Menschen sich nur ausnahmsweise vereinigen. Dazu gehörte vor allem eine nie verjagende Phantasie, die ihn im Morive, Gestalten, Fabeln nie verlegen werden ließ. An der einen noch brennenden Fackel entzündete er die andere. Darum nahmen viele seiner Hervorbringungen umgekehrt einen zünftigen Charakter an. Eine provenzalische, eine Meeraner Novelle beschwor ein halbes Duzend herauf; ein tragischer Einakter pflanzte sich zu einer Sippe fort; ein lyrisches Thema weckte eine lange Reihe von Variationen. Dazu gehörte ferner seine beneidenswerte Pervoclosigkeit. Keinerer Umstände übten auf seine Arbeitskraft nicht den geringsten Einfluß. Jeden Morgen, den Gott werden ließ, saß er drei Stunden lang, nicht weniger und nicht mehr, an seinem Tisch und schrieb. Ich sage absichtlich nicht: an seinem

Schreibtisch; denn ein solches Bedürfnisobjekt hat er vor seinem letzten Lebensjahre nie sein eigen genannt. Ihm genügte zur Niederschrift seiner sämtlichen Werke ein Salonstischchen, das einer Weltbühne zur Abfassung ihrer Willets dour zu unbequem gewesen wäre. Schleppte er doch dorthin jedesmal, bevor er anhub, erst Papier, Tintensatz und den Gänsekiel, dem er vor allen Stahlfedern den Vorzug gab. Aber nicht nur dabei, auch unterwegs stellte er in bezug auf die Arbeitsbedingungen keinerlei Ansprüche. Jede Umgebung war ihm recht; die nackten vier Wände eines Speulankes taugten ihm ebenso wie ein behagliches Hotelzimmer. Nur vor übertriebenem Luxus hegte er eine starke Abneigung.

Doch das Hauptgeheimnis seiner beispiellos ergiebigen Schöpferkraft lag in der wunderbaren Harmonie seiner Gaben, den frühzeitigen Ausgeglichenheit seines Wesens, seiner körperlichen, geistigen und seelischen Geradwüchsigkeit. Er, der so unzähligen Problemen des Menschenherzens nachgegangen, barg in der eigenen Brust nichts Problematisches, keine Kisse, die verflüchtigt, keine Kläfte, die überbrückt werden mußten, keinen Zwiespalt, der langwierige innere Kämpfe verurteilte. Eben darum konnte er die gesammelte Energie, ohne gleich anderen Künstlern einen beträchtlichen Teil davon für aufreibende Selbstbelehung zu verbrauchen, der Arbeit zuwenden; darum mußte er nicht mit sich ringen, bevor er mit dem Werk rang. Seine Art hatte etwas Leuchtendes und Beschwingtes, und zu leuchten und zu beschwingen hielt er auch für die eigentliche Aufgabe seiner Kunst. Nur wenn die Welt numbe, so hörte ich ihn sagen, der könne sie mundgerecht machen; deshalb sei es die Voraussetzung aller Poesie, Geschmack an ihr zu finden, und ihr Ziel, ihn anderen bezubringen. Demnach betrachtete er das Schaffen als eine unmittelbare Äußerung gesteigerter Lebensfreude oder, wie er im Gespräch sich einmal ausdrückte, als einen Ueberfluß an Gesundheit. „Dichten ist ein Uebermut“, schrieb er mir ein andermal; „wenn ich den nicht in mir spüre, rühre ich keine Hand.“

### Vermischtes.

\* Die verkannte königliche Hoheit. Die Ernennung des Prinzen Alexander von Tsch zu britischen Generalgouverneur von Kanada erweckt die Erinnerung an eine amüsante kleine Geschichte, die sich vor Jahren in einem der größten Vergnügungstabilisements der britischen Hauptstadt abspielte. Der Direktor des Unternehmens geizte als kluger Geschäftsmann bereits seit langem nach der Ehre, königliche Hoheiten in seinem Theater empfangen zu dürfen, denn erfahrungsgemäß machen sich derartige Ehren sehr bezahlt und steigern die Kasseneinnahmen. Wie groß war daher die Freude des Direktors, als er am Nachmittag benachrichtigt wurde, der Prinz und die Prinzessin Alexander von Tsch beabsichtigten die Abendvorstellung zu besuchen. Der Herr Direktor war nicht wenig aufgeregt und seine freundige Nervosität wuchs, je näher die Stunde des Vorstellungsanfanges heranrückte. Er beschloß, das Hauptportal des Theaters für die erlauchten Gäste freizuhalten, damit sie auf dem Wege von der Hofenquaiage zu ihrer Loge nicht in Verlegenheit kämen, sich durch einen Pausen gewöhnlicher Sterblicher zu drängen und womöglich gar Ellenbogenstöße zu empfangen. Der Herr Direktor überwachte selbst die Öffnung des Mittelportals. Nur ein junger Mann weigerte sich energisch, seinen Platz zu verlassen; er erklärte, er habe sich mit seiner Frau hier verabredet, er müsse sie erwarten. „Aber Mann!“ schrie der Direktor, „Sie müssen fort, ich erwarte königliche Hoheiten.“ Der junge Mann grinste und schüttelte den Kopf. „Ach, ich gehöre auch zu jener Gattung.“ Es war Prinz Alexander selbst, der hier am Theaterportal seine Frau erwartete, die nachkommen wollte.

\* Reflexion. Kavaler: „'s fällt immer schwerer, Geld aufzutreiben! Um lumbige 500 Mark zusammenzubringen, habe ich heute die Uhr, den Winterpaletot und viermal 's Ehrenwort verpfänden müssen!“

### Charade.

Die beiden ersten Silben künden  
Dir die olympische Gestalt,  
Die einstmal aus verschiedenen Gründen  
Als göttlich hehres Wesen galt.

Dem oft, so mel'en uns die Sagen,  
Rand im Olymp das Dritte stalt,  
Und alle schlürften mit Begagen  
Was Eins und Zwei geboten hat.

Das Ganze aber bildet heute  
Nach arohem Werk ein Fest der Ruh',  
Die Maurer und die Zimmerleute  
Erscheinen herzlich gern dazu.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Arithmogridhs in voriger Nummer:  
Reis — Riche — Itar — Caesar — Hase — Sieg — Tee —  
Aster — Geier; Reichstag.